

NINE TO FIVE

Doktorspiele
im Fernstudium

Von Eva Heidenfelder

Nach einem Ausflug in die Medienbranche hat sich ein Freund entschlossen, sein unterbrochenes Medizinstudium wiederaufzunehmen. Seitdem hält er den Freundeskreis in einer Whatsapp-Gruppe regelmäßig über seine Lernfortschritte auf dem Laufenden. Gemeinsam hat man schon den nervenaufreibenden ersten Abschnitt der ärztlichen Prüfung hinter sich gebracht, Lerntipps gegeben, angefeuert und Trost gespendet. Nun geht es in die Famulatur, also ins Mediziner-Praktikum.

Die Kommilitonen im Geiste verfolgen die Statusberichte mit unterschiedlichen Gefühlsregungen. Die eher zartbesaitete Juristin schüttelt es immer wieder, wenn es um drastische Schilderungen anatomischer Details geht. Der Rettungssanitäter, der seit sieben Jahren auf seinen Medizin-Studienplatz wartet, ist neidisch, dass er es noch nicht bis ins Studium geschafft hat. Die Psychologin sieht sich darin bestätigt, dass ihr Fachgebiet wirklich das Richtige für sie gewesen ist, tendierte sie nach dem Abitur doch zunächst in Richtung Psychiatrie.

Was alle Freunde gemein haben: Sie können nicht wegschauen. Es ist wie bei einem Autounfall. Eigentlich sollte man nicht hinsehen, aber die Neugierde siegt doch. Schließlich ist Medizin eine faszinierende Disziplin, und wann erhält man schon derart exklusive Einblicke in den Ausbildungsalltag eines künftigen Arztes? Der einem zudem selbst schon bei dem einen oder anderen Durchhänger in der eigenen Ausbildung verständnisvoll zur Seite stand? Auch ist es durchaus praktisch, bei eigenen kleinen Wehwechen erst einmal den Doktor in spe zu konsultieren, ob er nicht Rat weiß.

Und oft gibt es ja auch Grund zum Schmunzeln. Etwa als der Medizinstudent ein Selfie von sich schickt, auf dem eine seiner Pupillen riesig ist. „Ich seh grad etwas unscharf.“ Zwinkersmiley. Die Erklärung: Die Kommilitonen üben gerade, den Augenhintergrund zu spiegeln. Dafür muss die Pupille mittels einiger Augentropfen erweitert werden. Klar übt man das der Einfachheit halber an sich selbst. Nett auch die Episode, als die Freundin des Nachstudierenden ihm einen Notizzettel in Form eines Herzens auf die Darstellung des Brustkorbs im Anatomiebuch geklebt hat.

Von einem Tag auf den anderen ist allerdings Schluss mit dem Interesse – Herr Doktor in spe grüßt aus der Proktologie. „Heute üben wir erst an einer Puppe und dann an einem Schauspieler eine Rektaluntersuchung.“ Schlagartig tippen alle den Befehl „Gruppe verlassen“ in ihr Smartphone. Danke, das genügt.

Bewerbern graut
vor Anschreiben

Bewerber und Personalmanager finden oft nicht zusammen, wie eine neue Studie zeigt. Demnach haben 42 Prozent und damit fast jeder zweite der befragten Kandidaten schon einmal einen Bewerbungsprozess abgebrochen, weil dieser zu kompliziert war. Zudem hat den Angaben zufolge fast jeder vierte Bewerber sogar schon eine Stelle ausgeschlagen, weil er sich im Bewerbungsprozess nicht genug wertgeschätzt fühlte. Als besonders unnützlich werden Bewerbungsfoto und Anschreiben bewertet. Hier sei die Differenz zwischen „wird von Personalern verlangt“ und „wird von Bewerbern als nützlich bewertet“ besonders hoch. Während die Hälfte der Bewerber die Formulierung des Anschreibens als den nervenraubendsten Teil einer Bewerbung einstufen, spielt der Vorgang für Personalentscheider eine große Rolle: 69 Prozent von ihnen beurteilen anhand des Anschreibens die Ausdrucksfähigkeit, 45 Prozent halten es für eine notwendige Fleißaufgabe. Für die Studie wurden im Auftrag der Jobsuchmaschine Indeed mehr als 500 Personalverantwortliche und mehr als 1000 Bewerber befragt. svvs.

ZAHL DER WOCHE

4 500 000 Deutsche arbeiten heute schon in einem Beruf, dessen Tätigkeiten zu mindestens 70 Prozent auch von einem Computer oder einem Automaten erledigt werden könnten.

Quelle: IAB



Wie Kai aus der Kiste: Seniorgründer Helmut Meyer (vorn) und Horst Meusel ziehen den inneren Container des „Rapid Housing Gebäudesystems“ aus der Außenhülle heraus.

Fotos Henning Bode

Chef sein statt
Rentnerlein

Es gibt mehr von ihnen, als man denkt:

Ältere Menschen, die keine Lust haben, sich nur aufs Altenteil zurückzuziehen – die Geschäftsideen entwickeln und auch jenseits der siebzig noch ein Unternehmen gründen. So wie Helmut Meyer, der vom Flugplatz „Hungrier Wolf“ aus in die weite Welt starten will. Von Deike Uhtenwoldt

Ein ferngesteuertes Unterflurfahrzeug am Abhang, ein geöffneter Seefrachtcontainer dahinter und Helmut Meyer davor: „Noch ein Stück weiter nach rechts rüber, ja, so ist es gut“, ruft er seinem Team zu, bevor das Fahrzeug am Container andockt. Zwei Mann, je rechts und links davon, ziehen nun einen zweiten Innenbehälter aus dem ISO-Container heraus und lassen ihn auf dem Fahrgestell liegen. Einfach so, per Hand: „Geil, oder?“, fragt Meyer und lacht. Vielleicht auch über das in die Jahre gekommene Modewort, das nicht ganz zu einem gestandenen Unternehmer zu passen scheint. Zumal dieser weit älter ist als der Ausdruck selbst: Helmut Meyer ist Ingenieur, Gründer des mobilen, modularen Gebäudesystems Rapid Housing Systems, kurz RHS – und 75 Jahre alt.

Als Meyer seinen letzten runden Geburtstag gerade feierte, gab es ein schweres Erdbeben in Japan und dann den Anruf eines Bekannten. Ob es nicht möglich wäre, eine mobile Krankenstation zu entwickeln, die nicht aus Zelten bestünde und trotz zerstörter Straßen und Brücken transportiert werden könnte, fragte dieser. Meyer, seit mehr als 40 Jahren auf dem Containerschiff spezialisiert, hatte gleich eine Idee: Seercontainer als Raummodule, die fix und flexibel zu Krankenstationen, Operationssälen oder Kommandozentralen umgebaut werden können und so leicht sind, dass sie notfalls auch der Hubschrauber trägt. Für den Aufbau sind weder Kran noch Fundament nötig, denn das Herzstück der Ingenieuridee ist das Unterflurpositionierungsfahrzeug mit Allradantrieb und Hubsystem, das Meyer „Carrier“ nennt. Es richtet die Module, die auf variablen Stützen stehen, aus und kann meterhohe Bodenunebenheiten ausgleichen. Der Kontakt nach Japan verlief im Sande, die Idee ist geblieben. Helmut Meyer feilt sie immer weiter aus.

Irgendwann kommt das Prinzip „2 in 1“ hinzu: Wenn in einem der Container der Carrier transportiert werden kann, passen in die anderen doch ganz sicher maßgeschneiderte Innencontainer, die schon mit den notwendigen Funktionalitäten wie OP-Tisch oder Küchenzeile ausgestattet sind. Aber auch die Transportcontainer verfügen über Klimaanlage, Beleuchtung und elektrische Verteilung, um mit wenigen Handgriffen in eine Unterkunft verwandelt zu werden. Für den problemlosen Aufbau hat Meyer am Innencontainer hin-

ten zwei Rollen und vorne eine Schwinde, ebenfalls auf zwei Rollen, angebracht. „Zum Nivellieren ist eine Dreipunktlagerung ideal“, erklärt der Ingenieur das Prinzip. „Ein Tisch mit vier Beinen kann kippen, mit dreien steht er fest.“

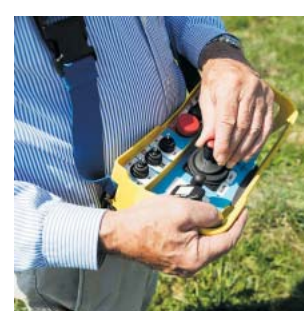
Der Unternehmer bringt genug Technik-Erfahrung mit, um zu wissen, dass der Teufel immer im Detail sitzt. Nur eine Idee auf Papier zu bringen reicht ihm daher nicht. Sie muss sich in der Praxis bewähren. Meyer engagiert einen Konstrukteur und einen Maschinenbauer, in freier Mitarbeit, wie er betont, und lässt zunächst das Fahrzeug bauen, erst mit Elektroantrieb und schließlich mit Dieselmotor. „Der liefert denn auch gleich den Strom für die Versorgung vor Ort“, erklärt der Ingenieur. Zum Gebäudesystem gehört ein kleiner Elektrokran und Generator. Zuzüglich der Kosten für Marketing, den Patentanwalt, die Miete auf dem Stellplatz „Hungrier Wolf“, einem Flugplatz bei Itzehoe in Schleswig-Holstein, kommt der Gründer zwei Jahre nach dem Start der Rapid Housing Systems GmbH auf eine Investitionssumme im sechsstelligen Bereich. Ohne eigene Vergütung gerechnet oder Aussicht auf schnellen Gewinn. Wozu auch?

„Ich habe mein Leben lang entwickelt, und wenn ich damit aufhöre, werde ich ganz kribbelig“, sagt Meyer. Drei Dinge helfen ihm dabei, dass es nicht so weit kommt: „Kontakte, finanzielle Unabhängigkeit und Gesundheit.“ Eins bedingt in gewisser Weise das andere, denn ohne geistige und körperliche Fitness könnte der Unternehmer seine Geschäftsidee nicht potentiellen Kunden auf dem ehemaligen Fliegerhorst präsentieren. Und ohne konkrete Anschauung vor Ort wäre etwa die Bundeswehr kaum bereit gewesen, sich mit dem schnellen modularen Gebäudesystem weiter zu befassen, ist der Geschäftsführer überzeugt. „Das muss man sehen, riechen, fühlen, das kann ein Projekt nicht vermitteln.“ Also musste Meyer zurückgreifen auf eigene Ressourcen, die es zum Glück dank jahrzehntelanger erfolgreicher Unternehmerschaft gab. Auf die Finanzierung durch eine Bank wollte er jedenfalls nicht warten: „Wer gibt schon einem alten Knacker Kredit?“

Den gibt es in Form von Vorschusslorbeeren aus seinem Netzwerk. Von Menschen wie Horst Meusel, früherer Unternehmer, selbst bald 75 Jahre alt und der Hydraulikspezialist im RHS Team: „Als



Prüfende Blicke: Helmut Meyer (links) hat das Containersystem selbst entwickelt. Der Carrier lässt sich fernbedienen wie ein Modellflugzeug. Hydraulikspezialist Meusel hat die Szenerie im Blick, Mitarbeiter Marco Blohm bedient den Entladekran.



Herr Meyer angerufen hat, habe ich mich gefreut, weil ich wusste, es kommen interessante Aufgaben auf mich zu.“ Meyer und Meusel kennen sich seit mehr als 20 Jahren, haben schon gemeinsam Spezialfahrzeuge entwickelt – und sind immer noch per Sie. RHS ist eben kein Start-up und die Motivation ihrer Zusammenarbeit nicht das schnelle Geld: „Ich mache das aus Spaß an der Freude“, sagt Meusel, der die Stunden auf dem Flugplatz in sommerlicher Wärme nicht in Rechnung stellt. „Ich kann nicht irgendwo ruhig in der Sonne liegen. Dann denke ich sofort: Was könntest du jetzt alles Nützliches tun?“

Sich nützlich machen, Wissen weitergeben, fit bleiben: die Motive für eine Gründung im Rentenalter mögen höchst unterschiedlich sein, es gibt doch eine Gemeinsamkeit: „Das Geld steht nicht im Vordergrund, es geht um Sinnfindung, Selbstverwirklichung und soziale Aspekte“, sagt Monika Birkner. Die Frankfurter Autorin berät Solounternehmer und solche, die es werden wollen – auch gerade in der zweiten Lebenshälfte. Dabei schärft die Beraterin den Blick auf die Zukunft: Wo stehe ich heute? Wo geht die Entwicklung hin – „etwa technologisch, bei der künstlichen Intelligenz oder im 3D-Druck“. Und welche Szenarien könnten sich daraus ergeben? „Es geht auch darum, sich mehrere Optionen offenzuhalten.“

Als Birkner ihre Mutter in einem Pflegeheim unterbringen musste, war sie geschockt von der Hilflosigkeit vieler Heimbewohner. Aber das war zugleich der Anstoß, sich mit einem Thema zu befassen, das gerne verdrängt wird: Was wird aus meinem Geschäft, wenn ich nicht mehr kann? Birkner hat drei Antworten auf diese Frage bei älteren Selbständigen ausgemacht. Die erste Gruppe blendet die Thematik aus, die zweite hat darüber noch nicht nachgedacht, ist aber bereit, zukunftsfähige Modelle zu finden. Die dritte hat die Gründung von Anfang an auf eine verkaufsfähige Basis gestellt. So wie Helmut Meyer, der sein System möglichst selbst noch bis zur Marktreife bringen und dann an Lizenznehmer verkaufen will.

Horst Meusel dagegen zählt wohl eher zur zweiten Gruppe, schließlich hat er sich nicht ganz aus freien Stücken mit 50 Jahren selbstständig gemacht: Die Entwicklungsabteilung, für die der Maschinenbauer bis dahin gearbeitet hatte, sollte bei einem Inhaberwechsel nicht mit übernom-

men werden. „Mir wurde die Selbständigkeit in denselben Hallen vorgeschlagen und das habe ich dann auch gemacht.“ Zunächst mit nur einem Auftraggeber, schließlich mit 15 Beschäftigten. „Erst waren meine Söhne nicht so interessiert, aber als die gemerkt haben, wie gut es lief, sind sie mit eingestiegen.“ Mit 70 hat Meusel seine Funktion als Inhaber an die beiden Söhne übertragen, arbeitet aber weiterhin an der Entwicklung von Sonderfahrzeugen mit. „Aber jetzt trage ich nicht mehr die Verantwortung für die Firma.“

Anders Helmut Meyer. Der Ingenieur für Schiffsbetriebstechnik machte sich vor mehr als 40 Jahren mit einem Betrieb zur Reparatur von Containern selbständig und hat das Unternehmen namens „Drehtainer“ immer weiter ausgebaut. Weil aber seine Kinder kein Interesse daran zeigten, hat er es schließlich verkauft. „Viele Bekannte haben damals zu mir gesagt, jetzt kannst du dich endlich mal in Ruhe aufs Sofa setzen und dein Leben genießen.“ Für Meyer eher eine Horrorvorstellung, das Sofa meidet er: „Immer neue und bessere Produkte zu entwickeln, das ist mein Leben.“ Und wachsende Erfahrung mache die Sache einfach immer besser. „Noch nie war das Feedback so positiv wie bei diesem Produkt.“

Das Alter ist keine Abwärtsspirale, es bietet noch viele Möglichkeiten, mitzumischen. „Es ist wichtig, dass ich bei allem dabei bin und die Sache nicht vom Büro aus steuere“, sagt Meyer. Schließlich lernt man in der Praxis am besten die Stolpersteine kennen, etwa dass die Hydraulikstützen bei Sonneneinstrahlung nur mit sehr viel Kraftaufwand an- und abzubauen sind, weil sich das Öl in den Leitungen bei Wärme ausdehnt. „Da müssen wir nur ein ganz kleines Ventil einbauen, dass man zur Not ein paar Tropfen Öl ableiten kann“, schlägt Meyer vor, aber er hat noch eine weitere Idee. „Herr Meusel, können Sie nicht zur nächsten Präsentation drei zusätzliche Stahlstützen anfertigen, dann sind wir unabhängiger und verlieren nicht so viel Zeit beim Auf- und Abbauen.“ Bis zur nächsten Präsentation sind es nicht mal zwei Werkstage. Doch Meusel überlegt nicht lange. „Wenn das Material in der Werkstatt vorrätig ist, ist das kein Problem.“

Während der Hydraulikfachmann mit seinem Sohn telefoniert, packt Meyer selbst mit an. Zusammen mit seinem freien Mitarbeiter Marco Blohm trägt er eine

Hydraulikstütze weg – und beißt die Zähne zusammen: Die Stütze wiegt an die 60 Kilo. Auch Blohm kommt ins Schwitzen, zieht die schwarze Arbeitsjacke mit dem RHS-Logo aus und zeigt eine blaue Tätowierung: Er ist mit gerade mal 29 Jahren das Kükchen im Präsentationsteam und von dem Erfindergeist der Senioren fasziniert: „Man kann aus den Containern echt viel machen, eine Werkstatt oder eine Unterkunft.“ Blohm hat „nichts gelernt“, wie er selbst sagt, und schon viel gemacht, etwa Gabelstapler gefahren. Jetzt steuert er den Carrier beim Aus- und Einladen der Innencontainer, während Meyer die technischen Leistungen erläutert: „Da müssen junge Leute ran, wie sieht das sonst aus!“

Das ist es wieder, das „Alt-Thema“. Meyer weiß, dass ihm die Zeit davonläuft. Das übliche Geschäftsmodell von Einzelunternehmern „Zeit gegen Geld“ – er kann es sich schlicht nicht leisten. Seine Zeit ist viel zu kostbar, und Geld hat er schon. Er setzt auf „Spaß gegen Anerkennung“ und will sich nicht allein von der Bundeswehr mit ihren langwierigen Entscheidungsprozessen abhängig machen. Deshalb ist er auch in Kontakt mit einem IT-Unternehmen, das die Container als mobiles Ausbildungszentrum verwenden will, und hat auch schon Kontakt mit der peruanischen Botschaft in Berlin aufgenommen. Ein Volltreffer: „Peru sucht genau so ein Modell, wie ich es entwickelt habe, als mobile Krankenstation, Gesundheitsamt oder Verwaltungseinheit für die unzugänglichen Anden-Regionen“, erzählt Meyer. Einziger Knackpunkt sei noch die Finanzierung.

Ob der Gründer die Früchte seiner Idee noch selbst ernten kann? „Jetzt kommt noch der Leichtbaucontainer“, sagt Meyer und strahlt. Ein Container, der komplett geklebt wird und nur noch 950 Kilo wiegt. „Das gilt sowohl für den Außen- als auch den Innencontainer. Das ist wichtig für das mobile Hospital, das per Hubschrauber verschickt wird.“ Viele gute patentfähige Ideen. Sobald die letzten Kinderkrankheiten beseitigt, die ersten Verträge unterschrieben sind, wird Meyer die Produktion im großen Stil an einen Lizenznehmer abtreten. „Mein Job ist hier bald erledigt“, sagt der erfahrene Gründer, und das klingt zum ersten Mal an diesem Tag richtig ernst und fast ein wenig traurig.

Zwischen Zeitvertreib und Zubrot

Eine Arbeit neben der Arbeit wird immer beliebter. Aber nicht jeder ist geeignet – und viele Träume bleiben am Ende unerfüllt. Seite C2

Freizeit oder Geld

Kann ich mir den Resturlaub auszahlen lassen, wenn ich zu viele freie Tage habe oder den Arbeitgeber wechsele? Mein Urteil. Seite C2

Streitfall Regelstudienzeit

Die einen halten sie für eine wichtige Orientierung, andere empfinden sie als Zumutung – und fordern die Abschaffung. Zu Recht? Seite C3